

Ein Stein träumt nicht. Ein Stein hofft nicht. Man kann nicht einmal sagen, dass er wartet.“ Liest man aber nur ein wenig mehr, wird sehr schnell klar: Von Jenseitigem ist dieser außergewöhnliche Künstler meilenweit entfernt. Seine neuen Texte verhandeln Gegenwärtiges, indem sie die Grauzone zwischen dem Erwartbaren und dem Zufall, dem Alltäglichen und dem Unwahrscheinlichen ausloten.

Erneut weiss Hohler mit der deutschen Sprache präzise, ökonomisch, sensibel und immer wieder überraschend – kurz: meisterlich – umzugehen. Die erste Erzählung ist eine der schönsten: Dem vielbeschäftigten Präsidenten eines Landes läuft eines Morgens eine junge Katze zu, und die entspannt und vermenschlicht seinen Arbeitsalltag – und am Ende rettet diese Smeralda sogar sein Leben. Dass der Autor nach wie vor brillante Grotesken schreibt, beweist „Die Raucherecke“, absolute Pflichtlektüre für alle Raucher wie für deren Feinde. Unwahrscheinlich, dass den Herrn Balz, der seinen 40. Geburtstag allein in den Bündner Bergen verbringt, am Dreikönigstag vier und nicht etwa drei Könige besuchen? Der vierte König jedenfalls rettet Balz das Leben, auch wenn sonst niemand von diesem kühnen Hornschlittenpiloten weiß. Zufall? Schon mal darüber nachgedacht, wie sich der Blick auf die Welt verändern kann, wenn der „Juckreiz“ (so der Titel der sechsten Geschichte) nicht mehr aufhört? Oder wenn die Stimmen längst Verstorbener aus dem Radio tönen? „Was ist das für ein Sender?“, fragt Jöri noch, kurz bevor er selbst zu ihnen gehört. Und was einem an der Grenze zwischen Nord- und Südkorea stationierten Schweizer Leutnant widerfährt, bevor er auf dem Formular des Tagesrapports unter „Besondere Vorkommnisse“ das Wort „keine“ einträgt, vergisst man ebenso wenig wie die ergreifende Lebensgeschichte der „Bianca Carnevale“. Es sind meisterliche Erzählungen, die Hohler hier versammelt hat – mindestens ihrer acht. Man wird es ihm nachsehen, dass sich „Ein Nachmittag bei Monsieur Rousseau“ (dem Zöllner) und „Der Bleistiftstummel“ eher wie brave Durchführungen erzähltechnischer Experimente lesen und arg ausgedacht daherkommen. Sei's drum! Altmeister Hohler hat einen „Stein“ ins Meer der literarischen Neuerscheinungen geworfen, und die dadurch ausgelösten Impulse sind: Wellen des Leseglücks!

Klaus HÜBNER

INGOLD, Felix Philipp: *Alias oder Das wahre Leben*. Roman. Berlin: Matthes & Seitz 2011. 330 S.

Am Werk des 1942 in Basel geborenen Felix Philipp Ingold falle zuerst dessen enorme Breite und Vielfalt auf, schreibt, ganz zu Recht, der Kritiker Martin Zingg im *Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Und er betont, dass Ingolds Literatur in hohem Masse von seiner Tätigkeit als Wissenschaftler, Herausgeber und Übersetzer geprägt ist. Das gilt auch für den Roman „Alias oder Das wahre Leben“, einen der Favoriten für den Schweizer Buchpreis 2011, den dann bekanntlich Catalin Dorian Florescu erhalten hat. Ingold, der seiner Ruf als einer der kenntnisreichsten Slawisten unserer Zeit gerade mit einer ungewöhnli-

chen Lyrikanthologie eindrucksvoll bestätigt hat, versucht in „Alias“, den ungewöhnlichen, aufregenden und tieftraurigen Lebensweg des Kirill Beregow alias Carl Berger (1922–1993) nachzuzeichnen, eines durch den Zweiten Weltkrieg entscheidend geprägten Sowjetrussen mit wolgadeutschen Wurzeln. Die Geschichte ist widersprüchlich, und sie ist unvollständig. Notate aus Bergers Nachlass seien eingearbeitet, heißt es zu Beginn. Auch von einem umfangreichen Briefwechsel ist die Rede. Ingold zitiert, dokumentiert, erfindet dazu, malt manches Detail aus und lässt viele Jahre einfach weg. Ein biografischer Roman? Eine romanhafte Biografie? Was von diesem fremdbestimmten, der Katastrophengeschichte des 20. Jahrhunderts ausgelieferten Leben bleibt, ist ein durch und durch spielerischer und somit unzuverlässiger Text mit zahllosen, mitunter gut versteckten Verweisen auf andere Texte. Nicht das Erzählte, nur das Erzählen selbst könne authentisch sein, betont der Autor im Vorspann zu seinem Sprachexperiment, dem der Leser von der ersten Zeile an fasziniert folgt. Auch wenn es, wie man hervorheben muss, strukturell wesentlich komplexer ist als Florescus preisgekrönter, einem breiten Publikum wahrscheinlich leichter zugänglicher Roman. Doch gerade weil „Alias“ ein raffiniert erzähltes und tief schürfendes, zugleich aber ein von der ersten Seite an mitreißendes Buch ist, hat Felix Philipp Ingold kürzlich völlig zu Recht den Preis der Schweizerischen Schillerstiftung erhalten.

Die Geschichte beginnt 1942 im Frontabschnitt vor Staraja Russa, und Dostojewskijs „Großinquisitor“ ist von Anfang an dabei. Es dauert nicht lang, bis der 20-jährige Dolmetscher einen vermeintlichen Nazi-Spion abknallen muss und jäh begreift, dass der Krieg „identisch“ ist „mit der menschlichen Normalität.“ 1945 ist Oberst Beregow unter den Befreiern Wiens, und bald kümmert er sich um die Auflösung des Konzentrationslagers Mauthausen. Die Berichte und Zeugenaussagen von Häftlingen, die intensiven Schilderungen des grausamen und absurden Lageralltags sind düster und beklemmend. Eine wichtige Zeugin ist die gehbehinderte Breslauerin Thea Maria Buchloh, die Beregow mitten im Nachkriegschaos ehelicht. „Für diese Heirat gab es kein Warum und auch kein Darum.“ In Lenin-grad soll ein neues Leben beginnen: „Endlich ein Leben ohne Uniform. Nämlich – spät genug – sein eigenes, ein Leben geteilt durch zwei.“ Die Ehe hält gut zehn Jahre. Ein Schriftsteller will Berger werden, ein sozialistischer Realist im Dienste des Vaterlands. Trotz Erfolgen bleibt er Mittelmaß, und 1968 lernt der ewige Mitläufer auch die dunkle Seite der UdSSR kennen: vier Jahre und zwei Monate Zwangsarbeit im Gulag, wo alles gleich viel gilt, nämlich nichts. Um es in Benn'scher Manier zu sagen: „Wor-ku-ta. Urwort. Kurort. Arktisch“ Danach weitere 16 Sowjetjahre, die Ausschaffung nach Israel, schließlich der Lebensabend in Radolfzell am Bodensee, eine verrückte, zärtliche Altersliebe obendrein. Bergers Tod am Rand des Appellplatzes von Mauthausen hat etwas Existenzialistisches: „Er wusste, das Lager ist überall, wusste auch, Krieg ist immer jetzt.“ Harte Kost. Ein bewegendes Buch.

Klaus HÜBNER